

Schöpfung und Evolution. Eine Tagung mit Papst Benedikt XVI. in Castel Gandolfo

Stephan Otto Horn, Siegfried Wiedehofer (Hrsg.)
 St. Ulrich Verlag, Augsburg 2007
 194 Seiten
 ISBN 978-3-86744-018-9

Es war nicht das erste Treffen hochkarätiger Gelehrter zum Thema Schöpfung und Evolution mit dem Vatikan. Schon vor mehr als 20 Jahren fand in Rom ein Symposium über „Evolutionismus und Christentum“ statt, zu dem 1985 die Glaubenskongregation eingeladen hatte. Der damalige Präfekt, Joseph Kardinal Ratzinger, schrieb seinerzeit das Geleitwort zum Tagungsband „Evolutionismus und Christentum“. Im September 2006 lud er nun als Papst Benedikt XVI. seine Schüler nach Castel Gandolfo ein, um über die unlängst von Kardinal Schönborn neu entfachte Debatte über Evolutionismus zu diskutieren. In den letzten 20 Jahren hat das Thema nicht an Aktualität eingebüßt.

Im Schülerkreis des Papstes versammelte sich ein interdisziplinäres Forum aus Naturwissenschaftlern, Philosophen und Theologen. Als Gastredner war der Präsident der österreichischen Akademie der Wissenschaften, Prof. Dr. Schuster aus Wien, eingeladen. Das zum 80. Geburtstag des Heiligen Vaters erschienene Buch liefert nicht nur die vier Hauptreferate der Professoren Peter Schuster, Robert Spaemann, Paul Erbrich und Christoph Kardinal Schönborn. Es wird auch die Diskussion dokumentiert, an der sich Papst Benedikt durch viele Gesprächsbeiträge beteiligt hat.

Auch im Vorwort, das Kardinal Schönborn verfasst hat, kommt der Papst zu Wort. Schönborn gibt dem Leser darin einen Überblick über die Entwicklung der Debatte um Schöpfung und Evolution aus der Perspektive des Lehramtes der katholischen Kirche. Schönborn dokumentiert in chronologischer Reihenfolge längere Auszüge aus Ansprachen und Schriften Joseph Ratzingers aus der Zeit zwischen 1969 – 1999. Hierin wird deutlich, wie sehr sich der heutige Papst schon als Theologieprofessor und später als Präfekt der Glaubenskongregation mit

diesem Thema auseinandergesetzt hat und wie sehr ihm alle Seiten der Diskussion bekannt sind.

Als erster Referent behandelt der Molekularbiologe Peter Schuster die ausschließlich naturwissenschaftlichen Aspekte der biologischen Evolution. Dabei räumt er ein, dass gegenwärtig die Biologie mit den Darwinschen Evolutionsmechanismen Mutation und Selektion nicht alle Ereignisse der biologischen Evolution zufriedenstellend erklären könne. Für die großen Sprünge wie etwa dem Übergang von der einfachen prokaryotischen Zelle ohne Zellkern zur eukaryotischen Zelle mit hochstrukturiertem Zellaufbau seien andere Mechanismen wirksam gewesen. Dafür kämen Vorgänge wie Kooperationen und Synergien in Frage, wodurch neue Eigenschaften entstanden seien, die nicht aus den Vorstufen heraus erklärbar seien. Er stellt auch interessante Beobachtungen zur Selektion und Optimierung von molekularen Anpassungsvorgängen vor, Ergebnisse aus seinem eigenen Forschungsgebiet, der Simulation von Evolutionsereignissen im Labor. Seiner Meinung nach lässt sich der globale Entwicklungsprozess, der mit dem ersten entwicklungsfähigen Molekül bis hin zum Menschen reiche, dennoch rein naturwissenschaftlich erklären.

Der Philosoph Robert Spaemann, der schon beim Symposium 1985 als Organisator und Vortragender dabei war, geht in seinem mit „Deszendenz und Intelligent Design“ überschriebenen Beitrag der Frage nach, ob der Dualismus von Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften überwunden werden könne. Zunächst stellt er fest, dass alle bisherigen Versuche einer Integration beider Sichtweisen nicht zum Ziel geführt hätten, sondern in einem Reduktionismus endeten. Es sei, so Spaemann, für ein Bündnis auch heute noch zu früh, womöglich für alle Zeiten, so wie es nicht möglich sei, Ort und Impuls eines Elementarteilchens zu bestimmen. Anschaulich beschreibt er, dass das dem Lebendigen so charakteristische triebhafte Verhalten, das „Auf-etwas-Aussein“ nicht mit den Kategorien von Mutation und Selektion erklärt werden könne, oder gar auf Emergenz

zurückführbar sei. Das Prinzip der Selektion könne immer nur im Nachhinein die Funktionalität einer evolutiven Errungenschaft charakterisieren, nicht aber die Ursache seiner Entstehung erklären. Es gebe Entstehungsbedingungen für das Leben, für den Trieb, für Bewusstsein und für Selbstbewusstsein. Jedoch könnten die Entstehungsbedingungen nicht als hinreichende Ursachen gelten. Abschließend stellt Spaemann fest, dass der Dualismus beider Weltansichten schließlich unvermeidlich bleibe, denn man möchte weder die Wissenschaft noch unser menschliches Selbstverständnis preisgeben. Um an der Einheit der Wirklichkeit festzuhalten sei es unvermeidlich, den Gedanken der Schöpfung ins Spiel zu bringen. Das Leben gehe der beseelten Materie voraus. Sonst gäbe es keine befriedigende Antwort bzw. Lösung dieses Problems.

Der Jesuit und Professor für Naturphilosophie Paul Erbrich legt in seinem Beitrag „Zum Problem Schöpfung und Evolution“ sein Hauptaugenmerk auf die Ursachen des Evolutionsprozesses und schien Spaemann aus der Seele zu sprechen. Dieser kommentierte den Vortrag Erbrichs mit den Worten: „Ich war von Pater Erbrichs Vortrag beeindruckt, wie man beeindruckt ist von Dingen, die sich mit der eigenen Ansicht decken.“ (S. 140). Erbrich gelingt es mit großer Klarheit und philosophischer Tiefe das zentrale Problem der Kausalität des Evolutionsprozesses darzustellen. Nur wenn die Ursachen hinreichend bekannt und erwiesen seien, sollte man von Evolution als Theorie sprechen, andernfalls rät er vorsichtiger von einer Hypothese zu sprechen. So nimmt er in seinem Vortrag die Evolutionsfaktoren Selektion, Zufall und Selbstorganisation näher unter die Lupe. Er weist auf, dass Selektion, um wirksam zu sein, Zielstrebigkeit bei den zu selektierenden Lebewesen voraussetze. Ganz offensichtlich strebe die Evolution mit Hartnäckigkeit auf ein Ziel zu und es sei überflüssig, immer wieder an den Zufall zu appellieren. Er macht die interessante Beobachtung, dass gerade in der Biologie zunehmend Lebensfunktionen mit technischem Vokabular beschrieben würden. Auch gebe es in der Literatur eine Tendenz,

durch Mechanismen Kausalzusammenhänge darzustellen. Hier liege jedoch ein Irrtum vor. Mechanismen würden lediglich sagen, „wer (oder was) auf wen wirkt in welcher Weise und mit welchen Folgen“ (S. 72). Was den Anstoß für dieses Wirken gegeben habe, sei dadurch nicht erklärt.

Erbrich weist auf eine folgenreiche sprachliche Spitzfindigkeit hin, die sich in der Literatur eingebürgert habe und das Ziel verfolge, den Begriff der Teleologie, der Zweckmäßigkeit zu vermeiden. Es handle sich um die Umbenennung von Zielstrebigkeit in Komplexität. Diese erlaube einen eleganten Brückenschlag von der unbelebten zur belebten Natur. Denn Komplexität gebe es überall, auch im Reich der unbelebten Welt. Der Vorteil sei, dass man das metaphysisch beladene Wort „Zweckmäßigkeit“ nicht mehr gebrauchen müsste. Offensichtlich herrsche im Bereich des Lebendigen aber mehr als Komplexität: es gebe Zielstrebigkeit, die auf Ursachen schließen ließe, die im Bereich der anorganischen Welt nicht zu finden seien. Erbrich beendet seinen Vortrag mit einem Hinweis auf das Prinzip des Lebendigen, das manche Biologen in der Fähigkeit zur Selbstorganisation sehen. Aber auch dieser Begriff sei in mehrfacher Hinsicht interpretierbar: zum einen passiv als Organisation des Selbst durch die komplexen Wechselwirkungen des Systems, zum anderen aktiv als Entfaltung des Selbst. Im zweiten Fall müsse aber dann der Motor der Entfaltung benannt werden. Es ist dies ein Hinweis auf die Seele als Lebensprinzip, die konsequenterweise notwendig einen Schöpfungsakt Gottes in Betracht ziehen lasse.

Christoph Kardinal Schönborn sprach zum Thema „Fides, Ratio, Scientia“. Dabei zeigt er zunächst die historischen Wurzeln der Evolutionismuskdebatte auf. Schönborn, der die Debatte aus der Nähe verfolgt und verfolgt hat, sieht in der Naturphilosophie eine Vermittlerrolle zwischen den bestehenden Kontrahenten Naturwissenschaft und Theologie. Mit ihrer Hilfe könnte durch einen offenen Diskurs Klarheit in die Debatte gebracht werden. Dazu müsste der Darwinismus von seinen ideologischen

Fesseln befreit und diese einer sachlichen Kritik unterzogen werden. Seiner Meinung nach liegt die entscheidende Frage weder auf der Ebene der Naturwissenschaft noch der Theologie, sondern dazwischen auf der Ebene der Naturphilosophie, ja sogar auf der Ebene der Metaphysik. Es würde uns allen gut tun, „etwas genauer in die philosophischen Zusammenhänge unserer Debatte einzutreten“ (S. 85).

Im Gegensatz zu Spaemann hält es Schönborn durchaus für möglich, Schöpfungsglaube und Evolutionstheorie zu vereinbaren. Voraussetzung sei jedoch eine klare Unterscheidung zwischen der wissenschaftlichen Theorie der Evolution und ihren weltanschaulichen bzw. philosophischen Voraussetzungen. Es sei der heilige Thomas v. Aquin, der uns hier ein besonderes Licht durch seine Überlegungen zur offensichtlichen Zielgerichtetheit der unbewussten Natur gebe. Hier offenbare sich gerade, dass Zweckmäßigkeit, die offensichtlich in der Natur vorhanden ist, nicht aus ihr selber stammen könne, sondern einer intelligenten Ursache außerhalb der Natur bedürfe. Hierin sieht Schönborn gerade die Wegweisung, wie dem Evolutionsprozess seine Zielausrichtung gegeben werden konnte. Diese indirekte Wirkung einer externen göttlichen Ursache entzieht sich logischerweise einer naturwissenschaftlichen Untersuchung.

Während manche der Vorträge schon vor Drucklegung dieses Bandes im Internet oder in der FAZ zu lesen waren, werden die Äußerungen des Papstes zu den gehaltenen Vorträgen hier erstmals veröffentlicht. Von den Medien wurden manche Papstworte als klares Signal gegen eine rein naturwissenschaftliche Erklärungsmöglichkeit der Evolution dargestellt (Spiegelonline vom 12. April 2007). In dieser eher familiären Runde hat Benedikt XVI. jedoch nicht „ex cathedra“ gesprochen, sondern seine persönliche Meinung vor seinen Schülern kundgetan, wobei er wohl bewusst keine sehr dezidierte Stellung für eine Seite bezogen hat.

Der Papst eröffnet die Diskussion mit dem Hinweis darauf, dass eben gerade im Austausch gegensätzlicher Meinungen ein fruchtbarer Weg bestehe,

der Wahrheit näher zu kommen. Es gehe gar nicht darum, sich entweder für Kreationismus oder Evolutionismus zu entscheiden, sondern um das Zusammenspiel von verschiedenen Dimensionen der Vernunft, in dem sich auch der Weg zum Glauben öffne. Benedikt XVI. weist wie Kardinal Schönborn darauf hin, dass die Evolutionslehre Fragen impliziere, die der Philosophie zugeordnet werden müssen und von sich aus über den Erkenntnishorizont der Naturwissenschaft herausführten. Für das von Spaemann angesprochene Bündnis von Natur- und Geisteswissenschaften ist es auch für Benedikt XVI. noch zu früh. Er ist der Meinung, dass „voreilige Harmonisierungen meistens nicht sehr tragfähig sind“ (S. 144). Ebenfalls gibt er zu bedenken, dass die Evolutionslehre noch keine komplette, wissenschaftlich verifizierte Theorie sei.

Das sehr lesenswerte Buch bietet eine gute Einführung und zugleich Vertiefung in die immer noch aktuelle Debatte um Schöpfung und Evolution. Es lässt den Leser darüber hinaus an der entspannten und zugleich hoch akademischen Atmosphäre dieses wohl für den erlesenen Teilnehmerkreis unvergesslichen Gelehrtenwochenendes in Castel Gandolfo teilhaben.

B. Fuchs

Ziel oder Zufall? Schöpfung und Evolution aus der Sicht eines vernünftigen Glaubens

Christoph Schönborn, Hubert Philipp Weber
Herder Verlag, Freiburg im Breisgau 2007
189 Seiten
ISBN 978-3-451-29389-4

Noch war die Aufregung über Kardinal Schönborns Artikel in der New York Times („Finding Design in Nature“, Juli 2005) in vollem Gange, als er jene Katechese (2005/2006) im Wiener Stephansdom begann, die zur Grundlage des vorliegenden Buches wurde.

Dem Herausgeber (H. P. Weber) ist es gelungen, die Texte der Homilien so lebendig und informativ wiederzugeben, wie sie ihn wohl als Hörer beeindruckt hatten.

Der Kardinal macht es sich nicht leicht, die uraltschwelende Frage nach der Abgrenzung und zugleich nach den Berührungspunkten von philosophisch-theologischem und naturwissenschaftlichem Denken zu erläutern. Seine eingearbeiteten Zitate (ausgewogen zwischen biblischen und weltlichen Autoren verschiedenster Provenienz) dokumentieren seine im Laufe von Jahrzehnten erfolgte gediegene Beschäftigung mit dem Thema.

Gleich eingangs (Schöpfung und Evolution. Zur aktuellen Debatte) grenzt er die Werte der Kirche vom Fideismus und „blinden Glauben“ ab, der sich um keinerlei Gotteserkenntnis bemüht: Prinzipiell können wir mit dem Licht der menschlichen Vernunft die Existenz eines Schöpfers erkennen (1. Vaticanum). Dies half (unter anderem) mit zur Entmythologisierung (Entgöttlichung) von Sonne, Feuer, Luft etc. Im Buch der Weisheit steht, Gott habe „alles nach Maß, Zahl und Gewicht“ geschaffen (S. 22). Doch auch die Strömung der Gnosis steht dem frühen Christentum entgegen, wenn sie die Materie als Abfall der Schöpfung definiert.

Dann bekommt Charles Darwin und seine „Entstehung der Arten“ (1859) großes Lob vom Autor („eines der prägendsten Werke der Zeitgeschichte“, S. 28). Gleich anschließend – und in der Folge in immer neuen Aspekten – wird von Darwins Theorie der Darwinismus als Ideologie abgegrenzt und kritisiert. Dies bleibt auch – naturgemäß – dessen Gegenpol, dem Kreationismus, nicht erspart (S. 38), und dies in aller gebotenen Schärfe (protestantischer Fundamentalismus in USA). Als Zeuge der katholischen Position wird Thomas von Aquin zitiert: Man dürfe „den christlichen Glauben nicht mit Argumenten verteidigen wollen, die ihn lächerlich machen, da sie offensichtlich der Natur widersprechen“ (S. 39). Aber auch die redliche Denkweise eines Steven Weinberg (Nobelpreis für Physik) wird zitiert mit dem Satz: „Man möge annehmen, dass eine göttliche Intervention nicht stattfindet, um dann zu sehen, wie weit man mit dieser Annahme kommt.“ (1993, S. 45) Und wieder einmal eineinhalb Jahrtausende

früher lässt Augustinus den Manichäer Felix bedenken: „Man liest im Evangelium nicht, der Herr habe gesagt: ‚Ich sende Euch den Heiligen Geist, damit er euch den Lauf der Sonne und des Mondes lehre.‘ Christen wollte er machen und nicht Astronomen!“ (S. 57).

Die Diskussion um die Vielfalt der Arten ist eine weitere willkommene Herausforderung, das Gänseblümchen und das Nilpferd zu zitieren, zwischen denen (und so vielen anderen) die „links“ als „missing“ qualifiziert werden. Darwin selbst „beneidet“ die Geologie um die Unzahl von Zwischengliedern bei der Entstehung ihrer Strukturen und bezeichnet dies als „vielleicht den ernsthaftesten Einwand“ gegen seine Theorie (S. 66).

Dieser „Zweckmäßigkeitsswahn“ des Darwinismus wird der „Welt des Lebendigen voller Schönheit... ohne jeglichen Selektionswert... als Muster ohne Wert...“ gegenübergestellt (J. Illies über Adolf Portmann, S. 70 f).

An die Kontingenz (Nicht-Notwendigkeit) der Schöpfung knüpft der Autor wichtige philosophische Gedanken an eine „erhaltende Kraft, die... nicht selber wieder von etwas anderem im Sein erhalten wird“ (Zitat nach R. Poltermann, S. 85). Diese Kraft sei wesentlich für Gott und wird *creatio continua*, das fortwirkende Schöpferwirken, genannt. Wenn Neues in der Schöpfung erscheine, dann basiere das nicht auf einzelnen „nachträglichen Schöpfungsakten“, sondern setzt bereits existierende Rahmenbedingungen voraus. „Es handelt sich hier also um einen Gesamtakt, an dem Gott und das Geschöpf beteiligt sind.“ (L. Scheffczyk, Zitat S. 88 f) Das herausragende Beispiel dazu ist die Entstehung eines neuen Menschen. Hier sind die Eltern ganz Ursache des Lebewesens und Gott ganz Ursache des neuen Menschen. Damit ist Gott ein Schöpfer von Naturen und kein deistischer Uhrmacher.

Die Abhandlung über das Leid der Welt (ab S. 94) könnte auch wohl außerhalb des Kontexts dieses Buches angetroffen und als eigenständiger, brillianter Beitrag gewürdigt werden, mit einer prägnanten Formulierung zu dem schwierigen

Thema der „Verantwortlichkeit Gottes“ für seine Schöpfung. Der Autor weicht keiner kritischen Frage an den Glauben aus: Konnte/wollte Gott keine bessere Welt schaffen? Er lässt Augustinus, Dostojewski und Reinhold Schneider (diesen ausführlich) zu Wort kommen, um in das Ringen um eine Antwort einzustimmen. Er zeigt das prinzipielle Missverständnis auf, dass nur dann ein „Schöpfer“ denkbar wäre, wenn seine Schöpfung völlig perfekt gelungen sei. „Alles, was gut ist, ist gut, aber begrenzt“ heißt ein Abschnitt, in welchem sich der Kardinal auch gegen die Missverständnisse der amerikanischen Intelligent Design-Schule wendet: Die Naturen erlangen ihr Ziel nicht durch Zwang von außen, sondern aus einem in sie hineingelegten „inneren Prinzip des Wachsens und Werdens“, der Synergien und Kämpfe, der Kargheit und Verschwendung (S. 104 ff).

Tatsächlich würde das Leiden der Welt nur „die böse Macht sein, wenn es nicht die hoffnungsvollen Passagen im Römerbrief des Apostels Paulus gäbe (Röm 8, 19-22): das „sehnsüchtige Warten der ganzen Schöpfung“, ihre „Geburtswehen“.

„Der Mensch als Krone der Schöpfung?“ hinterfragt der Autor (ab S. 112) und mit ihm namhafte Köpfe, unter anderem Sigmund Freud. Die Antwort fällt dem Autor und hochrangigen Theologen naturgemäß leicht: Der Mensch ist – im Judentum wie im Christentum – Mittel- und Höhepunkt der Schöpfung kraft seiner Fähigkeit zur Selbstbestimmung. Er bleibt dabei Teil der Natur, „eingetaucht in den Strom des Werdens, aber dennoch herausgehoben durch den kleinen Unterschied der Fähigkeit, sich selber betrachten und über sich (nach-)denken zu können. Er gebraucht dazu sein Gehirn, aus dem auch der Geist nicht hergeleitet werden kann (so wie ein Klavierkonzert nicht vom Klavier – ohne Komponist und Pianist – produziert werden kann). Der Materialismus wird schon dadurch widerlegt, dass es keinen Sinn hätte, von Ethik und Verantwortung zu sprechen, wenn es Geist, Seele, Vernunft und freien Willen nicht gäbe (Hans Jonas, zitiert S. 128 f).

Die (theo-)logische Abrundung der Auseinandersetzung mit Gottes Schöpfung ereignet sich in den letzten Kapiteln (Christus – Zielpunkt der Schöpfung, Schöpfungsverantwortung), welche hohe Christologie und durchaus irdisch-sachbezogene Philosophie verbinden und in klarer Diktion vermittelt werden, unterstützt von einer Fülle von Zitaten aus der Bibel, aus Enzykliken sowie durch die Auseinandersetzung mit kontroversen Meinungen von prominenten Autoren. Unter den letzteren wird (neuerdings) Teilhard de Chardin besonders gewürdigt als historischer Brückenbauer zwischen naturwissenschaftlichen Fakten und biologischer Reflexion, wenn aus der Kosmogogenese die „Christogogenese“ wird (S. 148 ff).

In der „Schöpfungsverantwortung und Wissenschaft“ kommt nochmals Hans Jonas und sein „Prinzip der Verantwortung“ (1979) zu Wort (S. 175).

In „Zusammenfassung und Ausblick“ werden die biblische und darwinistische Schöpfungsgeschichte gegenübergestellt und mit „Jakobsleiter und Darwinsleiter“ charakterisiert. Das Problem liege nicht in der Alternative zwischen Darwinismus und Kreationismus, sondern in der Anerkennung des Miteinander der beiden Leitern. Die Alternative zu einem bloßen Zufallsprozess sei auch nicht ein völliger Determinismus, sondern die Verschränkung von Eigenwirksamkeit der Geschöpfe und göttlichem Schöpfergeist, der sie trägt. Es gibt den Zufall im Sinne der Kontingenz (des Nicht-Notwendigen), die keineswegs das große schöpferische Prinzip darstellt, als welchen ihn der ideologische Darwinismus sieht (S. 177). Unbeirrt halte die katholische Kirche an einer „Sprache des Schöpfers“ in der Natur fest, wobei das Christentum „durch seine Option für den Primat der Vernunft heute Aufklärung, d. h. Befreiung aus falschen Abhängigkeiten, bedeute.“ (J. Ratzinger 2003, Zitat S. 180)

Die Forschung klettert mühsam auf der „Darwinsleiter“ empor, kann aber durch die „Jakobsleiter“ nicht ersetzt werden, die das Auf- und Niedersteigen des Lebens mit dem Himmel verbindet. Ein bemerkenswertes Buch, eine wichtige Untersu-

chung, die Evolutionskatechese Kardinal Schönborns für all die vielen verfügbar zu machen, die sie nicht selbst hören konnten.

F. Kummer

Geschichte, Theorie und Ethik in der Medizin. Eine Einführung

Stefan Schulz, Klaus Steigleder, Heiner Fangerau, Norbert W. Paul (Hrsg.)

Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 2006

511 Seiten

ISBN 978-3-518-29391-1

Die Autoren unterziehen sich keiner leichten Aufgabe, zumal sie die angehenden Mediziner mit einer Studienunterlage für ein eben geschaffenes Prüfungsfach (Approbationsmodus 2002) bedienen wollen, und das auf dem fächerübergreifenden Gebiet der Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin.

Zwar betonen die Herausgeber im Vorwort, dass sie damit auch „Grundinformationen“ zur Medizin unserer Zeit für den interessierten Leser anbieten wollen, doch scheint es, dass mit dieser Intention beide Zielgruppen – hie die Studierenden, dort jene anderen Leser – nicht optimal profitieren werden: Was für erstere nicht systematisch genug dargestellt wird, ist für den interessierten Bürger nicht vollständig oder nicht genug aktuell.

Klaus Steigleder, Medizinethiker und Philosoph aus Bochum, setzt sich eingangs in kluger Diktion mit den Begriffen Ethik (als Theorie der Moral) bis hin zur angewandten, hier: der Medizinethik auseinander.

Stefan Schulz, Medizinhistoriker und Ethiker, ebenfalls in Bochum, streicht den vielfältigen Nutzen des geschichtlichen Hintergrundes für die Ethik der Medizin in Theorie und Praxis heraus – eine Verbindung, die für viele zunächst wenig plausibel erscheinen mag (entsprechend dem Spruch: Jede Zeit habe genug an ihrer eigenen Last zu tragen, wozu sich mit dem Vergangenen beschäftigen?). Wer aber klugerweise bereit ist, die Gegenwart als Teil einer Entwicklung zu sehen, die lange vor uns begonnen hat, der wird durch

die Lektüre des Beitrags von Schulz auch für die Medizin so manche neue Erkenntnis gewinnen (Geschichte der deskriptiven Ethik, der Moralkritik und der normativen Ethik).

Thorsten Noack und Heinz Fangerau (Medizinhistoriker in Düsseldorf) beschreiben den großen Bogen der Entwicklung des Selbstverständnisses von Arzt und Patient vom 16. Jahrhundert bis in das frühe 20. Jahrhundert, wobei sie zurecht den Wandel in der Beziehungshierarchie herausstellen: Die vom Arzt dominierte Eindimensionalität tritt einem zunehmenden Selbstbewusstsein der Patienten gegenüber.

Detaillierter widmen sich Tanja Krones und Gerd Richter (Medizinethiker in Marburg) der konkreten Arzt-Patient-Beziehung, die vom Paternalismus (des Arztes) über eine gemeinsame Entscheidungsfindung (Shared Decision Making, SDM) zum Vertragsmodell (Patient: Kunde, Arzt: Dienstleister) führt. Zurecht wird schon im Studium eine verstärkte Vermittlung von kommunikativen Fähigkeiten gefordert. Es gibt schließlich auch die „übertriebene“ Autonomie als falschverstandene Freiheit in der Mitbestimmung, wenn die Präferenzen des Patienten objektiven Wertvorstellungen nicht entsprechen. Die Autoren lassen – leider nur zwischen den Zeilen – durchblicken, dass es auch so etwas wie einen liebevollen Paternalismus gibt, der für den Arzt in einer zuweilen bedrückenden Aufsichtnahme großer Verantwortung besteht, wenn unkritisch veranlagte Patienten ihm – so wie in älteren Zeiten – rückhaltloses Vertrauen schenken. Immerhin wird in den von den Autoren zitierten Statistiken das Bedürfnis nach Mitbestimmung nur von etwa 50% der Befragten bejaht. Empathie und ein flexibler Paternalismus scheinen allemal gefragt, andererseits wird vor einem Zwang zur Autonomie berechtigterweise gewarnt.

Monika Bobbert (Theologin und Medizinethikerin in Heidelberg) trägt – knapp und gehaltvoll – zur Ethik der Pflege bei. Sie streicht den Stellenwert der Pflege heraus, die sehr existenzielle Lebensbereiche betrifft. Sie ist durch körperliche Nähe und

Kontakte, sowie Emotionen (positive und negative) gekennzeichnet. Nicht von ungefähr verweist die Autorin auf die wichtigen Entwicklungen einer Pflegewissenschaft und -forschung, die von zunehmender Bedeutung für die Qualitätssicherung ist, aber auch für die Einbeziehung von Versorgungsinstitutionen und sozialpolitischen Aspekten.

Norbert W. Paul, Medizinhistoriker und -ethiker in Mainz, befasst sich mit den Begriffen Gesundheit und Krankheit in der Medizin aus historischer, ontologischer und analytisch-wissenschaftlicher Sicht. Er schafft so eine fundierte Basis für seine Differenzierung in Beschreibung und Wertigkeit von Krankheit und deren Einfluss auf Diagnose, Therapie und Prognose. Er ortet unter anderem einen „Zwang zur Diagnose“, damit die Therapieentscheidung legitimiert werden kann, was wieder auf die Leistungserbringung des Kostenträgers Einfluss hat (Classification of Diseases, ICD; Diagnosis-related Groups, DRG; etc.). Auch die Prognose wird einem empirischen Maß der Wahrscheinlichkeit unterworfen – ein unerwünschter Trend, welcher einer individualisierten Medizin zuwiderläuft. Diese sieht N. W. Paul in der Analyse einer individuellen genetischen Disposition bis hinein in Stoffwechsellmuster, deren Kenntnis zu einer gezielten Differenzierung der Diagnose, der Therapie und letztlich der Prognose führen soll.

Mit der Geschichte des Gesundheitswesens vornehmlich im 19. Jahrhundert setzt sich Christoph Schweickhardt, Arzt und Medizinethiker in Bochum, auseinander und zieht daraus Lehren für den Umgang mit neuen oder immer noch problematischen alten Infektionskrankheiten (AIDS, TBC, Malaria).

Georg Marckmann, Medizinethiker in Tübingen, widmet sich den politischen Aspekten der Gesundheitsversorgung (Verteilungsgerechtigkeit, Public Health und Ethik) und kann sich die Erfüllung gerechtigkeitsethischer Prinzipien nur mit Hilfe eines zumindest teilweise staatlich organisierten und solidarisch finanzierten Systems vorstellen. Er räumt expliziten Leistungsbegren-

zungen (Prioritätensetzungen) einen gewissen Vorteil gegenüber den impliziten ein (individuellen Regelungen durch Selbstbehalte und Privatversicherungen). In der gebotenen Kürze wird auf Rationalisierung und Rationierung in den Grenzen der Verteilungsgerechtigkeit eingegangen.

Der Umgang mit der Rassenhygiene und der Medizin im Nationalsozialismus wird in einem weiteren Beitrag von Heiner Fangerau und Thorsten Noack in einer knappen, nicht weniger erschütternden Dokumentation behandelt, gefolgt von dem themaverwandten Beitrag über medizinische Forschung am Menschen von Stefan Schulz (siehe oben) mit zunächst hochinteressanten historischen Beispielen, in denen um Ethik, Aufklärung, statistische Relevanz und mittelbare medizinische Anwendbarkeit gerungen wurde. In grausigem Kontrast stehen dazu die Berichte von den „mensenverbrauchenden“ Methoden in den KZs der Nazizeit.

N. W. Paul (siehe oben) meldet sich mit wissenschaftstheoretischen Aspekten der medizinischen Forschung einst und jetzt zu Wort. Er beschreibt 4 verschiedene (historische?) Phasen von „Lebenszyklen“ der biomedizinischen Forschung: zunächst Experimental-, dann molekulare Medizin, die Technologie als treibende Kraft der Forschung, und schließlich die von einem Wust von Daten angetriebene genetische Forschung. Der Beitrag versteht sich zukunftsorientiert und passt mit seinen „technologischen“ Cassandra-Rufen nicht so recht in den Kontext des Buches.

Heiner Fangerau zeigt auf, was in der medizinischen Forschung an Manipulation möglich ist, wie aber Forschung durch standardisierte Prinzipien ethisch einwandfrei und transparent gestaltet werden kann.

Soweit die erste Hälfte des Buches. In der Folge geht es um „Klinik und Praxis“, wobei die Autoren um möglichst allgemeingültige Formulierungen bemüht sind, wenn es um die Grenzfragen am Beginn des menschlichen Lebens und die Konsequenzen für medizinische Handlungen geht.

Stefan Schulz beginnt mit der Geschichte und den Implikationen des Schwangerschaftsabbruchs (moralischer Status des Ungeborenen, Veröffentlichungen der Bilder von Embryonen in der Laienpresse ab dem frühen 20. Jahrhundert).

Der darauf folgende Beitrag von Klaus Steigleder – ethische Probleme am Lebensbeginn – setzt sich sachlich mit den verschiedenen Anschauungen und Argumentationen auseinander, um schließlich mit einem eigenen „Lösungsvorschlag“ aufzuwarten: Er verfiht ein Konzept des Embryos als „potentielle Person“. Die Potenz seiner Fähigkeit sei eben (noch) nicht die Fähigkeit selbst. Damit sei sehr wohl das volle Schutz- und Förderungsgebot verbunden, wenn ein solcher moralisch bedeutsamer Status postuliert werde, ohne das Postulat des Person-Seins des Embryos von der Befruchtung an weiter diskutieren zu müssen. Das Schutz- und Förderungsgebot impliziere die Forderung, es gar nicht so weit kommen zu lassen, also Schwangerschaften und überzählige befruchtete Eizellen tunlichst zu vermeiden. Dieses Konzept der Potentialität erscheint dem Autor aber auch geeignet, die Stammzellenforschung (verbrauchende Embryonenforschung) in einem permissiven Lichte zu sehen, da die Zygote mit ihrer nicht-menschlichen Potenz der Bildung von Amnionhöhle, Plazenta etc. noch nicht jene „Einheit“ darstelle, die letztlich zur „Person“ werden kann: Wir seien eben nicht diese Zygote gewesen, sondern diese habe erst den Embryo hervorgebracht, der wir einmal waren. Damit sei dieses Potentialitätskonzept nicht bis zur Ausbildung des 3-blättrigen Keimblattes anwendbar (Prä-Embryonen). Hier fehlt übrigens der Hinweis auf die sehr viel mehr versprechende Forschung an den aus dem Amnion gewonnenen pluripotenten oder den adulten Stammzellen, sodass dem Beitrag trotz aller Bemühungen die Geschlossenheit fehlt.

Norbert W. Paul zeigt sodann die geschichtliche Entwicklung der wissenschaftlichen Genetik auf, also etwa das Jahrhundert von Gregor Mendel über Max Delbrück bis Linus Pauling. Die genetischen Erkenntnisse wieder führen stringent zur

molekularen Medizin, im speziellen zur Genomforschung, dem Human Genom Project (HGP) und der strukturalen und funktionellen Genomforschung. Paul zeigt die ambivalenten Folgen auf, die sich aus dem wachsenden genetischen Wissen und der Medizin – soweit sie in die Gesellschaft eingebettet ist – ergeben. Es entwickelt sich ein neues Gebiet der sozialen Verantwortung (Gleichheit, Schutz vor Diskriminierung, Gerechtigkeit, Schutz der Privatsphäre etc.). Paul warnt zurecht vor einer genotypischen Prävention, wenn die phänotypische Prävention, Vorsorge durch Berufswahl oder Lebensstil als überwunden erklärt würde.

Der Beitrag „Psychische Erkrankungen und geistige Behinderung“ ist Heiner Fangerau nur zum Teil gelungen. Die Geschichte der Psychiatrie vom 18. Jahrhundert bis zu den Anfängen der Anstaltspsychiatrie im Verlauf des 19. Jahrhunderts wird in einer eher willkürlichen Auswahl dargelegt, auch die weitere Entwicklung zentriert sich bei Fangerau bis weit in das 20. Jahrhundert auf die Anstaltspsychiatrie mit den Ansätzen der Experimentalpsychiatrie. Hier ist besonders peinlich, dass der Wiener Psychiater und Nobelpreisträger Julius Wagner von Jauregg beharrlich als „Julius von Walter-Jauregg“ zitiert wird. Die Rolle der nichtanstellungsgebundenen Psychiatrie wird – zusammen mit Sigmund Freud – in einem Satz gerade noch erwähnt, die Antipsychiatrie um die Mitte des 20. Jahrhunderts bekommt zwar mehr Raum, doch werden die folgenreiche Öffnung der Irrenanstalten durch Franco Basaglia, der Ursprung der Psychosomatik, die Probleme mit der senilen Demenz, Alzheimer, Autismus usw. unterschlagen. Bei der graduellen Abstufung der „geistigen Behinderung“ wird die Idiotie und Inbezüllität, nicht aber die Debilität (mildeste Form) erwähnt. Die Erörterung der ethischen Aspekte, insbesondere der Autonomie, der Spezifika einer psychiatrischen Ethik und die sozialen Ansprüche von psychisch Kranken und geistig Behinderten ist dagegen sehr vollständig und von hohem Informationsgehalt.

Organtransplantationen, wie sie seit den 1960er-Jahren in ungeahnt steigendem Maße durchgeführt

werden, sind eng mit der Hirntodproblematik verknüpft. Dieser medizinethische Dauerbrenner wird von Stefan Schulz und Klaus Steigleder ab ovo dargestellt und gediegen behandelt. Ein kleines Detail: Die sog. Widerspruchslösung besteht (paradoxe Weise) darin, dass gerade der fehlende Widerspruch zur Explantation von Organen berechtigt, während die sog. Zustimmungslösung den Widerspruch zulässt. Hier sei vermerkt, dass mehr Sprachgefühl am Platz gewesen wäre, bevor diese Termini generell etabliert worden sind.

Bei der Diskussion über den Umgang mit Hirntoten bzw. Leichen fehlt die Erörterung von ethischen und religiösen Aspekten, die vor allem den Hindus, Juden und Moslems Rechnung tragen würden. Zur Diskussion über Hirntote („schon“ oder „noch nicht“ Leiche?) hat wieder Klaus Steigleder einen persönlichen Lösungsvorschlag, der die Grenze zwischen einem „toten Körper“ und dem „Körper eines Toten“ zieht – eine nicht ganz neue Idee, zumal seit langem die Dissoziation (Steigleder: das Auseinandertreten) von Hirnfunktion und einzelnen Körperfunktionen als Definition für den Tod eines Menschen an sich auszureichen scheint.

Alfred Simon, Medizinethiker in Göttingen, steuert schließlich den Pflichtbeitrag zu den „ethischen Problemen am Lebensende“ bei. Leider verleugnet er seine (Linzer) Herkunft durch eine strittige Verwendung des in Österreich verpönten Terminus der „Sterbehilfe“ (hierzulande seit langem ersetzt durch: Handlung mit Todesfolge), welche zum Beispiel auch auf die nicht intendierte Todesfolge bei Analgetikagabe angewendet wird. Das Thema wird aber sehr umsichtig weiterbehandelt, wobei auch die Diskussion um die unseligen Praktiken (Tötung auf Verlangen, assistierter Suizid, Euthanasie ohne konkrete Einwilligung etc.) in europäischen Ländern anklingt. Auch werden einige hier wichtige Details ausgeklammert, wie die Funktion von Privatvereinen wie Exit und Dignitas in der Schweiz, die unter keinerlei ethischer, nicht einmal staatlicher Kontrolle agieren.

Zusammenfassend ist das Buch als ernsthafter Ansatz zu werten, für Studierende der Medizin einen Einstieg in das Lern- und Prüfungsfach Medizin und Ethik zu schaffen. Die Verbindung mit Geschichte und Theorie der Medizin liegt auf der Hand und bildet die eigentliche Stärke des Werkes. Dennoch scheint das Buch für eine Anleitung zu aufwändig, für ein Lehrbuch zu wenig ausgewogen und für ein Kompendium zu lückenhaft. Man darf auf die verbesserten weiteren Auflagen hoffen!

F. Kummer

Gott spielen. Im Supermarkt der Gentechnik

Stefan Rehder

Pattloch Verlag, München 2007

239 Seiten

ISBN 978-3-629-02176-2

Ein Kind mit blonden Haaren und blauen Augen auf Bestellung. Blinde Babies für blinde Eltern, Taube für gehörlose. „Perfekter“ Nachwuchs aus dem Katalog, ohne jegliche genetisch bedingte Belastungen und Krankheiten.

Was klingt wie aus einem fantastischen Roman, ist in Wirklichkeit nur mehr einen Schritt von der Realität entfernt. Wie Wissenschaftler sich zunehmend die Mittel beschaffen, um die Utopie vom „maßgeschneiderten Menschen“ in die Wirklichkeit umzusetzen, wie Politik und Gesellschaft dazu bereitwillig und oftmals naiv assistieren und welche Rolle das Finanzielle dabei spielt – davon handelt Stefan Rehders neues Buch *Gott spielen. Im Supermarkt der Gentechnik*.

Menschen machen – einer der großen Träume der Menschheit, wie zahllose Erzählungen vom Golem über den Homonculus bis Frankenstein's Monster beweisen. Jahrhundertlang schien diese Idee jedoch bloß eine Phantasmagorie, ein weiteres Beispiel menschlicher Hybris zu sein. Wie könnte sich denn auch der Mensch an die Stelle Gottes setzen? Heute erscheint diese Utopie erstmals umsetzbar. Die In-vitro-Fertilisation, die Sequenzierung der menschlichen DNA, die Fortschritte bei der Erforschung und Manipulation des tierischen

Erbgutes, die – echten und behaupteten – Klon-Erfolge, das Lobbying für die embryonale Stammzellenforschung – all das sind Schritte auf dem Weg zur Abschaffung des *homo sapiens*, wie wir ihn heute kennen, zeigt Rehder auf.

In geschickt aufeinander aufbauenden Kapiteln, auf der Basis sorgfältig recherchierter Beispiele, macht der renommierte Wissenschaftsjournalist (*Die Tagespost*) deutlich, wie aus scheinbar kleinen Anfängen und aus vorgeblich ethisch über allem Zweifel stehenden wissenschaftlichen Erfolgen immer bedenklichere Konsequenzen folgen können. Dem Autor gelingt es dabei, komplexe wissenschaftliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenhänge auch für den Laien gut verständlich zu machen.

Rehder geht es dabei allerdings keineswegs um Polemik gegen Wissenschaft und Forschung oder gar um deren Ablehnung. Vielmehr will er auf die entstehenden Gefahren hinweisen, sobald die wissenschaftliche Forschung dem Machbarkeitswahn verfällt und wirtschaftlich-politische Interessen diese Bestrebungen auch noch unterstützen.

Die Utopie des „maßgeschneiderten Menschen“ ist für Rehder aber nur der Fluchtpunkt der heutigen Entwicklungen in der Gentechnik. Hauptsächlich beschäftigt er sich nämlich mit der Darstellung der gegenwärtigen Situation. Und bereits da gibt es genug, was dem Leser Unbehagen bereiten kann: von der Tötung menschlicher Embryonen zu Forschungszwecken bei der embryonalen Stammzellenforschung über die Ausbeutung von Frauen durch die Gewinnung von Eizellen bis zur „Selektion“ bei Mehrlingsschwangerschaften nach künstlicher Befruchtung per Giftspritze ins Herz. Sein umfassender *tour d'horizon* durch den „Supermarkt der Gentechnik“ führt Schritt für Schritt von den Heils- und Heilungsversprechen der Genforscher über eine Darstellung der Gefahren der embryonalen und der Möglichkeiten der adulten Stammzellenforschung bis hin zum genetisch „upgedateten“ Menschen, von dem die sogenannten „Transhumanisten“ träumen.

Das besonders Aufrüttelnde an dem Buch ist, dass sich Rehder bis zuletzt auf dem Boden der Tatsachen bewegt. Er muss gar nicht spekulieren und Behauptungen aufstellen – das besorgen die betreffenden Wissenschaftler schon selbst. Denn es scheint keine noch so fragwürdige Absicht, keine noch so unglaublich anmutende Idee zu geben, die nicht schon einmal ein Forscher angedacht, offen ausgesprochen und manchmal auch schon in die Tat umgesetzt hätte. Die Fakten sprechen für sich selbst. Denkt der Leser an einem Punkt, dass es gar nicht mehr schlimmer kommen könnte, beweist der Autor kurz darauf, dass das Ende der Fahnenstange noch nicht erreicht ist.

Mit seinem locker und leidenschaftlich, aber seriös und ohne platte Polemik geschriebenen Buch will Rehder nach eigener Aussage vor allem Illusionen nehmen, Illusionen über die „hehre Wissenschaft“, über das „Wirken für das Gemeinwohl“, über den „Fortschritt“. Deshalb beginnt der Band auch mit den Worten: „Dieses Buch ist gefährlich. (...) Wenn Sie es lesen, bringt es Sie der wirklichen Welt ein Stück näher. (...) Sie (werden) einige Illusionen wohl einfach aufgeben müssen.“

Rehder verspricht nicht zu viel. Wer dieses Buch gelesen hat, kann nachher nicht mehr sagen, er hätte es nicht gewusst.

P. Mihály